

St. Gallische Komponisten

Autor(en): **Galli, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): **45 (1943)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

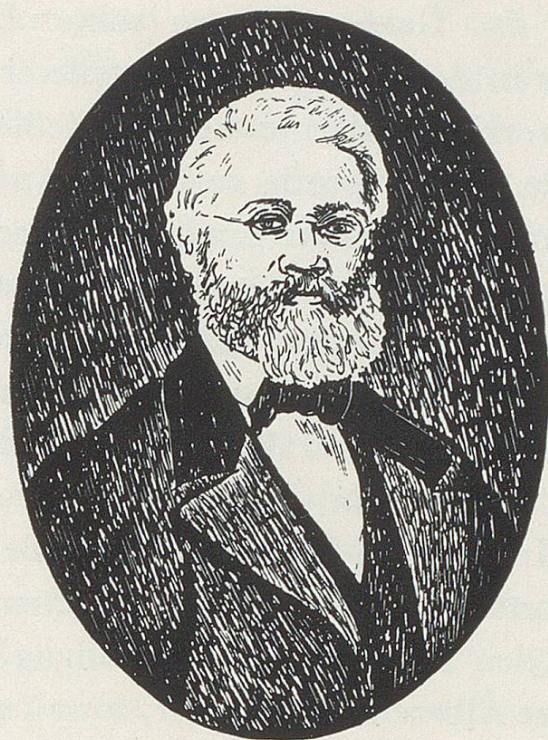
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

St. Gallische Komponisten

Dr. H. Galli

St. Gallen ist von altersher eine Stätte, in der die Musik eifrig gepflegt wird. In der Benediktinerabtei erlebte sie ihre erste Blütezeit im 10. Jahrhundert, und die Namen Notker Balbulus, Ratpert, Tuotilo und Marcellus hatten einen Klang weit über den Einflußbereich des Klosters hinaus. Aber wie die Abtei in ihrer wechselvollen Geschichte Höhe- und Tiefpunkte aufwies, so geschah es auch mit ihrer Kunstpflege, die erst nach einem Niedergang vom 12. bis 15. Jahrhundert, etwa Anno 1500, einen neuen Auftrieb erlebte. Mit der Reformation erwuchs auf musikalischem Gebiete dem Kloster eine Konkurrenz, und St. Gallen darf für sich in Anspruch nehmen, das erste reformierte Gesangbuch der Schweiz herausgegeben zu haben. Verfasser war der Prediger Dom. In der Folgezeit haben Zyli und verschiedene kunstbegabte Männer den Ruf St. Gallens als Musikstadt neu gefestigt. So gab Christian Huber 1682 eine „Geistliche Seelenmusik“ heraus, und im 19. Jahrhundert besaß die Stadt gleich drei Komponisten auf einmal, die im ganzen Lande zu einer gewissen Bedeutung gelangten. Es sind dies Ferdinand Fürchtegott Huber, Joseph Greith und Wilhelm Baumgartner. Es sind keine großen Tonkünstler, die sich hier als tüchtige Pädagogen auswiesen, sondern liebenswürdige Kleinmeister, aber da sie zugleich auch menschlich hohe Qualitäten zeigten, sei ihnen ein bescheidenes Denkmal gesetzt.

Ferdinand Fürchtegott Huber wurde am 31. Oktober 1791 in St. Gallen geboren. Das Geschlecht der Huber ist in der Gallusstadt seit dem 14. Jahrhundert bezeugt. Seit dem 17. Jahrhundert existierte ein Zweig, der sich intensiv mit der Musik beschäftigte. Der Vater von Ferdinand war Stadt-



S. Gubas.

pfarrer und amtierte gleichzeitig als Präzeptor der oberen Musikklassen am Gymnasium. Im Alter von acht Jahren kam Ferdinand zu einer gebildeten Frau nach Lippstadt in Westfalen, die die Eigenschaft besaß, neben ihren eigenen Kindern noch solche von Freunden aufzuziehen. Dort blieb er volle sechs Jahre. Da die Frau einen Gasthof führte, mußte er sich in seinen jungen Jahren als Schankbursche und sogar als Oberkellner betätigen. Daneben wurde aber die künstlerische Beschäftigung nicht vernachlässigt, und es ist verbürgt, daß Ferdinand in Lippstadt einige Theaterrollen auswendig lernte. Seine Jugenderlebnisse und die weiteren Stationen seines Lebens hat er dann in einer anmutigen, kleinen, allerdings nicht immer zuverlässigen Biographie geschildert. Mit 14 Jahren kam er in die Schweiz zurück, um diese bald wieder zu verlassen, da es nun bestimmt war, daß

er als Musiker das Geld verdienen sollte. Er reiste nach Stuttgart, wo er in der dortigen Stadtpfeiferei die Tonkunst ziemlich handwerklich erlernte und schließlich Orchester-trompeter wurde. Dabei wurde er bekannt mit Carl Maria von Weber, Hummel, Kreutzer usw., und diese Komponisten waren dem jungen Schweizertalent sehr wohlwollend gesinnt.

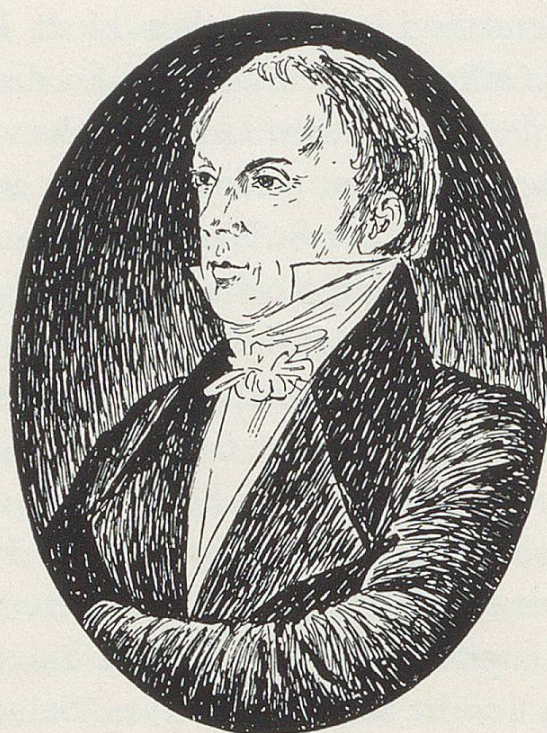
Am damaligen Stuttgarter Hofe herrschte ein ziemlich leichtes Leben, und es ist bezeichnend für die grundgütige Art und für den sauberen Charakter Hubers, daß er diesem Treiben auswich. Er kam dann 1816 an das berühmte Fellenbergsche Institut bei Hofwil (Kanton Bern) als Musik-lehrer. Dort konnte er sich nach allen Kräften entfalten und seiner Liebe zu den Bergen, einem Grundzug seines Wesens, frönen. Wie einst Albrecht von Haller, so sah auch Huber in den Alpen den Jungbrunnen unseres Volkes und den Hort guter Sitten. Und als den hymnischen Verehrer und Sänger unserer Berge schätzen wir Ferdinand Huber heute noch.

Er war ein Liebhaber des Jodels. Auf seinen Streifereien notierte er sich die Gesänge der Hirten und Bauern genau auf. Und auf diesen genauen Studien beruhte seine Fähigkeit, seinen Alpenliedern jene unvergängliche Frische zu geben. So gab er fünfstimmige Kuhreihen heraus. Die Anregung dazu entstand, weil er jemand auf einer Berghöhe jodeln hörte. Von einem andern Gipfel erklang eine Begleitstimme, und plötzlich fiel irgendwo auch eine dritte Stimme ein usw. Diese „Kuhreihen und Schweizerlieder“ widmete Huber keinem Geringeren als Felix Mendelssohn-Bartholdy. In Hofwil beschäftigte er sich auch ernsthaft mit der Wieder-einführung des Alphorns in unseren Bergen und fand dabei in Landammann Mülinen einen begeisterten Freund dieser Idee. Das Alphorn blieb zeit seines Lebens sein Lieblingsinstrument, und er schrieb für dieses sogar dreistimmige Sätze. Auch lernte er an dieser ersten Wirkungsstätte R. Wyß und J. Kuhn kennen, und in Zusammenarbeit mit diesen schweizerischen

Volksdichtern entstand gar manches Lied. Im Jahre 1823 bekam er in St.Gallen eine Anstellung. In dieser Stadt blieb er mit Ausnahme eines kurzen Unterbruchs von drei Jahren bis an sein Lebensende und gelangte in ihr zu Ansehen und Rang, war Organist an der St.Katharinenkirche, zwei Jahre Theaterkapellmeister, dann Reallehrer usw.

Huber war eine grundgütige Natur, und seine Kinderfreundschaft war sprichwörtlich. Er war ein Übersetzer religiöser Volksgefühle in Töne. Sein Leben verlief glücklich und ohne Schicksalsschläge. Vielleicht hat man es diesem Umstände zu verdanken, daß seine Lieder meist frohmütig sind. Die heitere Muse beschenkte ihn reicher als die ernste. So sind die „Religiösen Gesänge für die Singgesellschaft der Stadt St.Gallen“ nicht so recht geraten. Seine Domäne war und blieb das volkstümliche Lied. Die mächtig aufstrebende demokratische Bewegung der Männerchöre riß auch ihn mit, und für diese vaterländischen Gesangsbeflissenen schrieb er gar manches heute noch gern gesungene Lied. „Der Gemsjäger“, „Herz, wohi zieht es di“, „Der Ustig wott cho“, „I han es Schätzli gfunde“ und viele andere gehören heute noch zum bleibenden, eisernen Bestand eines guten Chores. Huber war ein begnadeter Melodiker, der für den Text den geeigneten Ton fand. Und nur die gründliche Kenntnis des Tonfalls beim Jodel und der Alpenmelodien gaben ihm die Ursprünglichkeit, die kaum mehr überboten werden konnte. Hubers Lieder sind gar nicht so leicht zu singen, wenn man den Jodel, der ihnen angehängt ist, richtig ausführt. Leider wurde gerade diese Spezialität Hubers später oft vereinfacht oder gestrichen, sogar durch Ignaz Heim. Und doch hat sogar das heute noch viel gesungene „Luegid vo Berg und Thal“ einen Schlußjodel. Aber wer kennt ihn noch?

Ferdinand Huber hat auch vieles andere geschrieben und vor allem seine Passion, die Notoierung der ungeschriebenen Volksweisen, fortgesetzt. Eine tiefgehendere musiktheoretische



Greith J.,

Bildung errang er sich allerdings nie. Huber blieb ein einseitiger Komponist, der sich nur auf dem Gebiete der alpinen Volksmusik durchsetzte. Da aber hat er Bleibendes geschaffen und sich im Bewußtsein aller, die auf die Berge steigen, tief eingegraben.

Um sieben Jahre jünger, in seinem äußeren Leben aber bisweilen mit Huber verwandt, war *Joseph Greith*, den die heutige Schuljugend noch als Verfasser von „Ich bin ein Schweizerknabe“ und „Von ferne sei herzlich begrüßet“ kennt. Seine Wiege stand in Rapperswil, wo das Geschlecht der Greith seit 1709 Bürgerrecht hatte. Ursprünglich stammte es aus dem Savoyischen. Aber während Huber sich im Ausland seine lückenhafte musikalische Bildung holen mußte, konnte Greith am Gymnasium der katholischen Kantons-

schule und später am Lyceum in Luzern sich gründliche Kenntnisse verschaffen. Er war ursprünglich zur Theologie bestimmt und sollte Priester werden. Schon in Luzern, vor allem aber in Freiburg im Breisgau kam er jedoch mit den Ideen des „Reformkatholizismus“ und einem liberalen Geiste in Berührung, und dem Liberalismus blieb er wenigstens in politischen Belangen zeit seines Lebens treu. So vertauschte er, nachdem er sich im Priesterseminar in Chur, wo noch die scholastische Philosophie herrschte, nicht zurechtfinden konnte, die Kutte mit dem weltlichen Rock und widmete sich fortan der Musik. Auch für ihn wurde das Fellenbergsche Institut die erste Wirkungsstätte, und nachher führte Greith sein Leben wie Huber als tüchtiger Pädagoge und Inhaber verschiedener Lehrstellen, zuerst in Aarau, dann in St.Gallen. Hier gab er größere Liedersammlungen heraus, so „vierstimmige Lieder für den Elementarchorgesang“, „Auserlesene Lieder für gesellschaftliche Unterhaltung“, „20 Gesänge für gebrochene Stimme“ usw. Sein Lied „Vaterland, ruh in Gottes Hand“ war lange Zeit Bettagslied beider Konfessionen. Sein Hauptverdienst war aber die Herausgabe eines st.gallischen Schulgesangbuches. Daneben leitete er auch die Musik an der Kathedrale und veröffentlichte 32 Gesänge für den katholischen Gottesdienst. Bei der Restauration der Choralpflege an der Domkirche hatte er wesentlichen Anteil. Mit der Gründung der paritätischen Kantonsschule litt die musikalische Ausgestaltung der sonntäglichen Liturgie in der Klosterkirche, weil Greith nicht mehr auf Schüler zurückgreifen konnte, die zur Mitwirkung am Gottesdienst hätten gezwungen werden können. Immerhin hatte er die Genugtuung, daß 1860 sein Sohn Karl zum Domkapellmeister und Domorganist gewählt wurde. Dieser Sohn setzte die hohen musikalischen Traditionen des Vaters fort und machte sich als Kirchenmusiker, vor allem auch als späterer Organist an der Liebfrauenkirche in München, einen bedeutenden Namen.

Er hatte mehr kontrapunktische Kenntnisse als sein Vater, dem vor allem das homophone Lied gelang. Karl Greith war ohne Zweifel der universalere Musiker; er schrieb mehrere Messen, eine Symphonie, drei Singspiele, und ein Oratorium „Gallus“ wurde sogar in Winterthur aufgeführt. Trotz dieser größeren Begabung hat aber der Vater mit einigen Liedern das Feld behauptet.

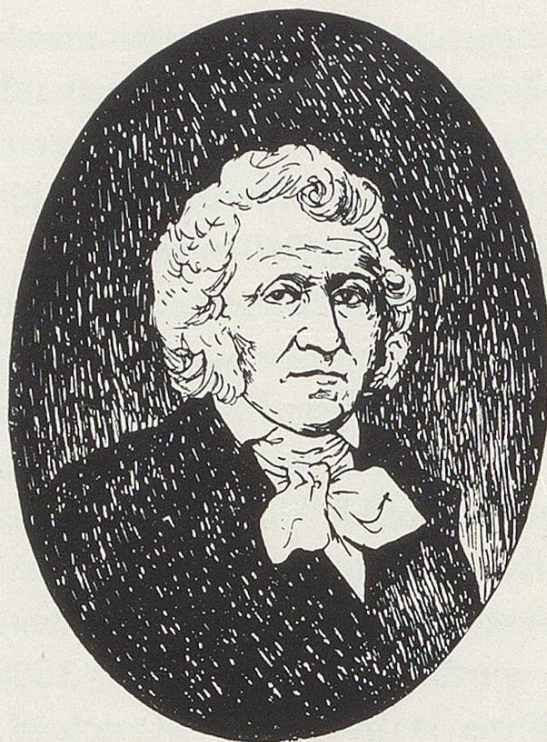
Das „Rütlilied“ ist wahrscheinlich an einer Neujahrsfeier der „Zofingia“, die in Freiburg in Breisgau 1821–23 eine Sektion unterhielt, erklingen. Das Lied „Schweizersöhne in die Schranken“ war dann lange Zeit Bundeslied des Schweizerischen Studentenvereins, bis es durch eine Komposition von Pater Alberik Zwysig abgelöst wurde.

Wenn man Joseph Greiths Kompositionen durchgeht, so sieht man, daß er vor allem das Vaterland und den Glauben immer wieder besungen hat. Seine Hauptstärke lag in der Melodik, die immer schlagkräftig und in den weltlichen Liedern auch vorwiegend einfach ist. Diese sind gesunde, unproblematische Gebilde, die wahrscheinlich aus pädagogischen Gründen auch einfach harmonisiert wurden. Aber diese Einfachheit grenzt manchmal an Banalität, und einige seiner vaterländischen Lieder scheinen uns heute doch etwas zu dürftig. Die Kirchenlieder stehen melodisch auf einer höheren Stufe, dafür reichte die Technik der Stimmführung nicht immer aus. Einzelne Marienlieder sind Perlen, die auch heute noch jeden Gottesdienst zieren würden, andere wieder sind etwas geschraubt. Greiths musikalische Erfindungskraft war größer als sein handwerkliches Können. Seine Harmonik hat manchmal kühne Züge, die weit über die sonst etwas süßliche Schreibweise der geistlichen Gesänge hinausführt.

Vergleicht man die vaterländischen und die religiösen Kompositionen, so kann man kaum von einem einheitlichen Stil sprechen. Die ersteren sind klar, einfach, die letzteren romantisch anmutend, komplizierter und beweglicher. Viel-

leicht lag dies begründet in den zwei menschlichen Seiten Greiths, der politischen und der weltanschaulichen. Bis zum Siege der Konservativen Anno 1845 betätigte sich Greith sehr stark politisch im liberalen Sinne. Die Wahl seines Bruders zum Bischof der Diözese St.Gallen legte ihm Zurückhaltung auf. Andererseits wissen wir aus seinen Liedern, daß ihm die Religion Herzenssache gewesen war und er ihr, wenn auch nun in weltlichem Gewand, treu blieb. Auf jeden Fall war er ein unbescholtener Mann, der von jedermann geschätzt wurde und das st.gallische Musikleben günstig beeinflusste. Er starb in der Neujahrsnacht 1869 an einem Unglücksfall.

Der letzte dieser drei St.Galler Komponisten war *Wilhelm Baumgartner*. Er wurde am 15. September 1820 in Rorschach geboren. Sein Vater stammte aus Mörschwil, war Mitglied des Großen Rates und lange Zeit Gemeindeammann. Daneben führte er die Wirtschaft „Zum grünen Baum“. Aber bei allen seinen Ehren und Ämtern ließ er die Familie darben, und als er frühzeitig starb, mußte sich seine Frau mit ihren vier Kindern mühselig durchs Leben schleppen. Sie sandte ihren Sohn Wilhelm nach einem Studienjahr in einem Institute in Uznach zu einem Pfarrvikar ins Badische, wo er eine gute musikalische Bildung genoß. Er wurde dann Schüler des katholischen Gymnasiums in St.Gallen und spielte häufig in der Klosterkirche. Allmählich aber regten sich in ihm Zweifel am hergestammten Glauben, und der David-Friedrich-Strauß-Putsch in Zürich beeindruckte ihn so, daß er sich zeit seines Lebens von der Kirche entfremdete. Hierauf nahm er Unterricht an der Müllerschen Musikschule in Zürich und studierte an der Universität. 1842 empfahl er sich in St.Gallen als Gesanglehrer und wirkte zwei Jahre in dieser Stadt, gab daselbst Konzerte, ebenso in Rorschach und Herisau. 1844 reiste er zur Weiterbildung nach Berlin, fühlte sich aber innerlich zurückberufen durch die Freischarenzüge, um in „seiner Art für Freiheit, Fortschritt und Bildung zu kämpfen“.



Wilhelm Baumgartner

Wilhelm Baumgartner war ein durchgebildeter Musiker. In Zürich brachte er es bis zum Universitätsmusikdirektor und Dirigenten des Studentengesangvereins. Ein Jahr lang leitete er sogar den „Gemischten Chor“, bis er wegen seiner gebrochenen Gesundheit von Hegar abgelöst wurde. Er spielte eine große Rolle an den eidgenössischen Sängertagen und gab seinen Ideen als Kampfrichter in Wort und Schrift lebhaften Ausdruck. Er unterhielt mannigfache Beziehungen mit Geistesgrößen seiner Zeit, war aufs engste befreundet mit Gottfried Keller, kannte Brahms, Liszt, Kirchner usw. Von Richard Wagner wurde er sogar einmal öffentlich gelobt.

Sein Hauptschaffensgebiet waren das Lied für eine Singstimme mit Klavier und der vierstimmige Männerchor. Daneben schrieb er aber auch Tänze, Capricios, Albumblätter usw. für Pianoforte, da er sich selbst auf diesem Instrumente virtuos zu Hause fühlte.

Gottfried Keller

An mein Vaterland.

Moderato

Tenore

Bassi

Am mein Heimathland, o mein Vaterland, wie so wenig feindlich bist du
Hörst du mich, ob ich dich nicht mehr sehe, so mach' mich doch nicht
Heimathland, o mein Vaterland, wie so wenig feindlich bist du, so
Hörst du mich, ob ich dich nicht mehr sehe, so mach' mich doch nicht

The image shows a handwritten musical score on aged paper. It is titled 'An mein Vaterland' by Gottfried Keller. The tempo is marked 'Moderato'. The score is for voice and piano. The vocal parts are labeled 'Tenore' (Tenor) and 'Bassi' (Bass). The piano accompaniment is written on two staves. The lyrics are in German and are written in cursive below the vocal lines. The score consists of three systems of music. The first system has two vocal staves and one piano staff. The second system has two vocal staves and one piano staff. The third system has two vocal staves and one piano staff. The handwriting is elegant and characteristic of the late 19th or early 20th century.

Als Textdichter wählte er Goethe, Keller, Heine, Fallersleben, Lenau, Roquette, Hölderlin, Freiligrath usw. und bewies dadurch, daß er sich die beste deutsche Literatur zu eigen gemacht hatte. Die Motive trug er lange mit sich im Kopf herum, um sie dann erst im geeigneten Momente niederzuschreiben. Seine immer wieder gestalteten Themen waren das Vaterland und die Freiheit, die Liebe, die Geselligkeit und die Natur. Und diese Kompositionen spiegeln auch sein eigenes Seelenleben, das sich zwischen diesen Polen hin und her bewegte. Auch er war ein grundgütiger Mensch und tadelloser Familienvater, wenn ihm auch das Glück der Ehe nur während sieben Jahren zuteil ward und er schon 1867 an der Lungenschwindsucht starb.

Im Bewußtsein von uns allen lebt Baumgartner durch „O mein Heimatland“ weiter. Mit einer echten und einfachen Melodik gestaltete er hier den unvergänglichen Text Gottfried Kellers. Ähnlich glücklich geriet ihm das „Schifferlied“. Das ihm oft zugeschriebene „Heißt ein Haus zum Schweizerdegen“ stammt nicht von ihm, das heißt, er komponierte zu einem viel älteren Liede nur den vierstimmigen Satz.

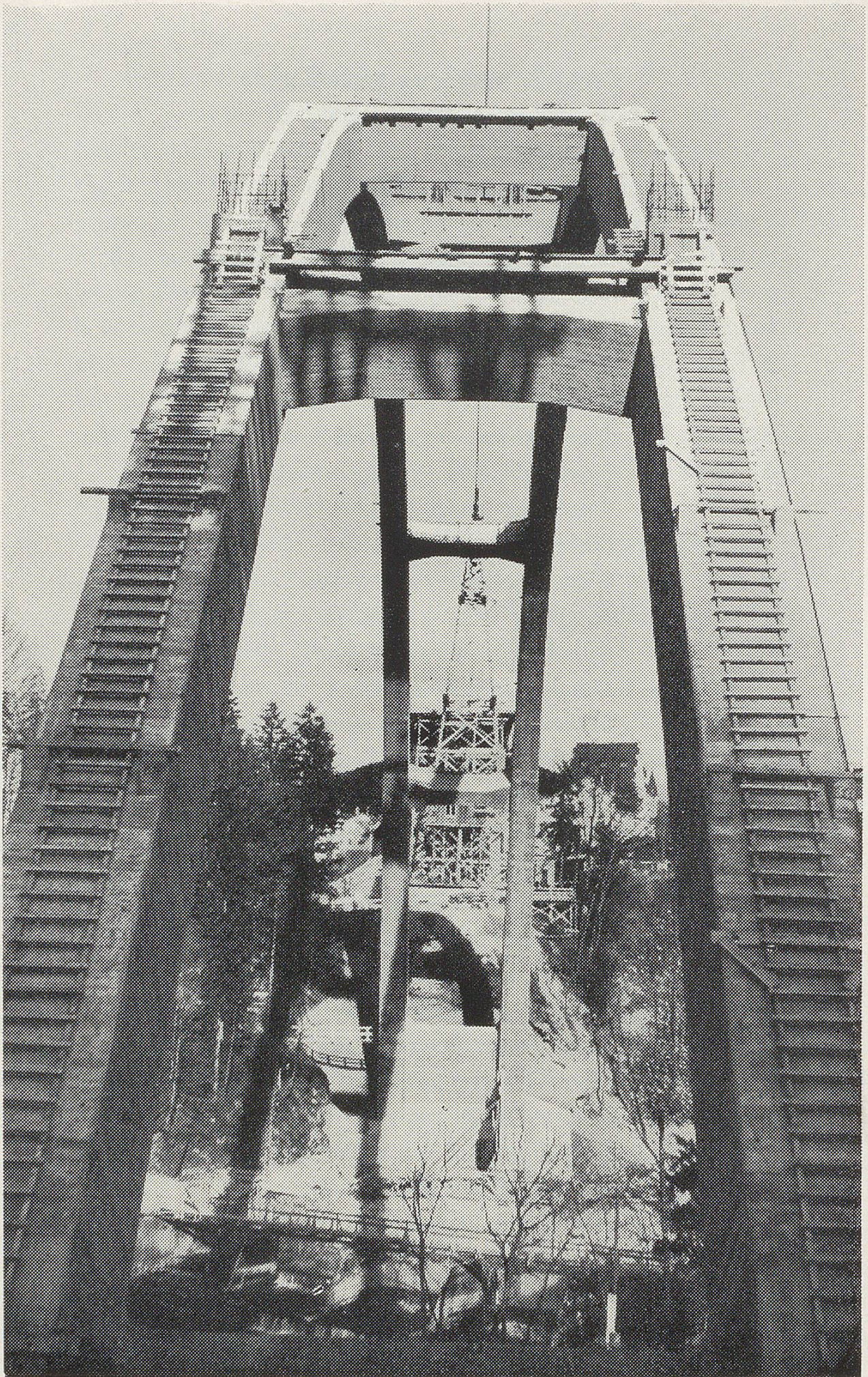
Baumgartners Gesänge sind gut gearbeitet. Die Klavierpartie ist oft sogar anspruchsvoll. Andererseits aber muß festgestellt werden, daß der größte Teil seines umfangreichen Schaffens nicht mehr lebensfähig ist, besonders wegen der Melodik, in deren Erfindung Baumgartner weniger treffsicher war als Huber und Greith, aber auch weil er sich an die Vertonung größter Dichter heranwagte, den Vergleich aber mit Schubert und Schumann niemals aushielt. Aber als Förderer des Gesangswesens und als aufrechte freiheitsliebende Gestalt verdient er gleichwohl, daß man seiner gedenkt.

Luaged vo Berg und Tal

(Original-Schreibweise)

*Luaged, vo Berg u Thal
Flieht scho der Sunnestral!
Luaged, uf Auen und Matta
Wachsa die dunkela Schatta;
D'Sunn uf de Berge noh stoht,
Hei, wie sy d'Gletscher so rot!
Luaged da aben a See!
Heimatzua wendet si 's Veh
Loset, wie d'Glogga, die schöna
Trulig am Abed ertöna!
Chüjerglüt, üseri Lust,
Tuat is so wohl i der Brust!
Luaged uf Matten u Riet,
Dunkler der Schatta si zieht!
Luaged am Fura do enna,
Gseht er di Wolcha do brenna?
Hend er 's scho füüriger gseh?
Hei, wie na brenniga See!
Stilla chunt aba die Nacht,
Aber der Herrgott der wacht.
Gseht er sel Sternli scho schyna?
Sternli, wie bist du so fryna!
Gseht er, am Nebel selt stoht's!
Sternli, Gott Grüeß di! wie goht's?
Losed, es seit jo: „Gar guat,
Het mi nit Gott i der Huat?“
Fryli, der Vater vun Alla
Loht di gwüß währli nit falla.
Vater im Himmel der wacht,
Sternli, lieb Sternli, guat Nacht!*

Joseph Anton Henne 1798-1870.



Nach der Entfernung des Lehrgerüsts